

8. Hist.
13106

WU

Zur Reichsgründungsfeier

Ansprache

gehalten am 19. Januar 1911 bei der von den Münchener
freien Studentenschaften veranstalteten Allgemeinen akade=
mischen Feier im Auditorium maximum der Universität

Von

Dr. Sigmund Hellmann

a.o. Professor der Geschichte an der Universität München



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck ~~~~~ München 1911

Hellmann, Sigm.

8° Hist. 13106

Hellmann

416 200 122 900 12



Zur Reichsgründungsfeier

Ansprache

gehalten am 19. Januar 1911 bei der von den Münchener freien Studentenschaften veranstalteten Allgemeinen akademischen Feier im Auditorium maximum der Universität

Von

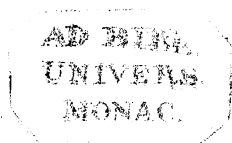
Dr. Sigmund Hellmann

a. o. Professor der Geschichte an der Universität München

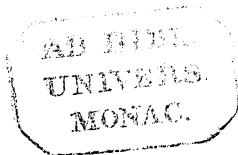


P. 2772

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck ~~~~~ München 1911



C. H. Bed'sche Buchdruckerei in Nördlingen.



Wenn wir heute auf das zurückblicken, was vor vierzig Jahren geschehen ist, so gilt unser erster Gedanke unwillkürlich den kriegerischen Taten, die damals vollbracht wurden. Es müssen wundervolle Augenblicke gewesen sein, als nach der Spannung der letzten Juliwochen die Nachricht von den ersten deutschen Siegen kam, als die ersten eroberten Geschütze, die ersten Adler und Fahnen durch unsere Straßen geführt wurden. Und noch größer ist vielleicht das, was in der zweiten Hälfte des Krieges geschah, als es nicht mehr, wie von Weißenburg bis Sedan, galt, in schnellem Anlauf den Feind zu werfen, sondern das Gewonnene festzuhalten und den Kampf zu Ende zu führen gegen eine Bevölkerung, die in heroischer Verteidigung Armee um Armee aus der Erde stampfte, gegen die langsam aufsteigende Ermüdung in den eigenen Reihen, zuletzt selbst gegen Schnee und Eis eines ungewöhnlich harten Winters. Aber so hell auch unsere Siege durch die Geschichte strahlen, nicht von ihnen soll heute die Rede sein. Den, der Großes vollbracht, kann nur der Ebenbürtige ebenbürtig loben. Von uns hat keiner ein Gewehr getragen und keiner je im Ernstfall ein Geschütz abgefeuert. Keiner weiß, was es heißt, abgerissen, hungrig, übernächtigt, totmüde von langen Märschen noch ein Gehöft zu stürmen oder die letzten Patronen ins Gewehr zu schieben, um eine Mauer oder einen Waldrand gegen den andringenden Feind zu halten. Wir wollen es den Stubenhockern und Tageschwärmern überlassen, Taten zu feiern, die sie nie voll-

bracht haben und nie zu vollbringen imstande wären. Wir ehren den Helden durch Schweigen.

Ein anderes steht uns zu. Es sind vierzig Jahre, seitdem sich der deutsche Kaiser die Krone aufs Haupt setzte, vierzig Jahre, seitdem der deutsche Staat gegründet und unserem Volke das Haus gebaut ist, in dem es wohnen soll. Da ziemt es sich, daß wir fragen, was uns dieser Tag gebracht hat, ob wir das Erbe treulich bewahrt und redlich vermehrt haben, das unsere Väter auf den böhmischen und französischen Schlachtfeldern erkämpften.

Was wir seit den Freiheitskriegen ersehnten, das haben uns die Siege in Frankreich errungen, ein einiges und starkes Deutschland. Die Stärke und die Einigkeit, sie sind uns geblieben. Zwar der Staatsmann, dessen Kunst vor allem das Reich geschaffen, die Meister, die vor vierzig Jahren das Heer zum Siege führten, sind nicht mehr. Rings um uns webt ein geschäftiges Spiel diplomatischer Künste, das an unserer Eintreibung und Einschnürung arbeitet und die Maschen seines Netzes dichter und dichter um uns gezogen hat. Gewaltige Rüstungen umgeben uns zu Wasser und zu Lande, und doch, als vor zwei Wintern die Entscheidung nahte, als die größte Seemacht der Welt verbunden mit den beiden stärksten Landmächten nächst der unsern gegen uns stand, da hat in letztem Augenblick doch der Mut gefehlt, auf das Spiel den Ernst folgen zu lassen.

Diese Kraft, die uns nach außen schützt, sie ruht auf fester Grundlage. Wir sind aus einem armen und eingeschränkten ein reiches, zum mindesten ein behäbiges Volk geworden. Der Fremde, der über unsere Grenzen tritt, staunt über die Lebenshaltung selbst der unteren Klassen. Unsere Industrie ist in den meisten Zweigen ein Vorbild geworden,

unser Handel umspannt die Welt und macht dem ersten seefahrenden Volk immer schärfere Konkurrenz. Ich brauche es nicht im einzelnen zu schildern, wie an die Stelle des alten ein neues Deutschland getreten ist, wie aus den alten heimlichen Städtchen mit den stillen Gassen und den verträumten Winkeln große Zentren geworden sind mit rauchenden Schloten, in denen der moderne Verkehr hastet und die Arbeit den Hammer schwingt.

Trotz all dieses Glanzes nach außen und innen, trotz all der Siegeszuversicht und Selbstgefälligkeit, die der Deutsche von heute gern zur Schau trägt, liegt — wer wollte es leugnen — doch ein Mißbehagen über uns, und oft gerade über unsern Besten.

Man macht dafür — und bis zu einem gewissen Grade sicher mit Recht — oft einzelne Mißerfolge der inneren und der äußeren Politik verantwortlich, den Mangel an Stetigkeit, an wirklicher Sachlichkeit in der Führung der staatlichen Geschäfte, den immerwährenden Wechsel in den Reihen der leitenden Männer, deren Gesichter oft kommen und gehen, ohne daß die Öffentlichkeit über den Grund genügend aufgeklärt würde.

Ein anderes Mal klagt man die politische Zerklüftung, die Unerquidlichkeit und Unergiebigkeit unserer Partiekämpfe an. Es ist wahr, Länder mit alter Geschichte sind darin glücklicher als wir. Sie besitzen gewisse Axiome des staatlichen Lebens, die das gemeinsame Credo aller Parteien bilden. In England sind es die Freiheiten einer in fünf-hundertjähriger Arbeit gewordenen Verfassung, in Frankreich ist es die Integrität des französischen Bodens und der französischen Fahne, die den Hochtory und den Industriearbeiter Nordenglands, den Amerikaner und den Gefolgsmann von

Jaurès vereint und verbindet. Derartiges fehlt in Deutschland, wir sind als politisches Volk zu jung dazu. Unsere drei oder vier großen Parteien vertreten ebensoviele Weltanschauungen, die einander ausschließen, und es hätte nicht erst der Worte vom Umsturz und den staaterhaltenden Parteien, der Schürung konfessionellen Haders, der doktrinären Hervorhebung von Parteistandpunkten bedurft, den Gegensatz zu schärfen. Aber alles das sind Krankheiten, die sich in dem Maß verlieren werden, als sich der Boden verbreitert, auf dem wir alle stehen, als die Errungenschaften von 1870 und 1871 die unverrückbare Grundlage unserer politischen Existenz werden. Wer diese Krankheiten nicht will, darf auch unser ganzes politisches Leben nicht gelten lassen und muß den alten Polizeistaat mit seinem Absolutismus zurückwünschen, mit dem aufgeklärten und dem unaufgeklärten.

Auch die Klagen über den zunehmenden Materialismus der Tat und der Gesinnung sollen uns nicht allzusehr schrecken. Es ist wahr, daß in dem neuen Deutschland oft ein neuer Geist eingezogen ist und ein Kult des Mammon, der dem alten fremd war. Aber auch das alte Deutschland ist doch nicht nur das Land der Dichter und Denker gewesen, das neue wird nicht ausschließlich das Land der Bank- und Fabrikdirektoren sein.

Mögen alle diese Übel, mag vielleicht auch der Mangel an führenden Persönlichkeiten, den wir so oft beklagen, den wir aber freilich mit allen Völkern teilen, zu dem Unbehagen beitragen, das wir empfinden, der eigentliche, letzte Grund dafür sind sie nicht.

Von Einheit und Kraft und Freiheit spricht das Lied, das der alte Arndt in schwerer Zeit gedichtet hat und Sie auf

ihren Festen wiederholen. Die Einigkeit und die Kraft ist uns geworden und geblieben. Aber können wir, ohne daß wir erröten müssen, daselbe von der Freiheit sagen?

Für den Angehörigen einer Nation mit entwickeltem öffentlichen Leben, für den Franzosen, Engländer, Amerikaner sind wir ein rückständiges und „unfreies“ Land. Dieser Vorwurf kann nicht auf unsere Gesetze zielen. Sie sind fast immer so frei und oftmals freier als die irgend eines anderen Volkes. Er richtet sich gegen den Geist, in dem sie gehandhabt werden. Nur sollen wir uns hüten, daraus eine Anklage gegen unsern Staat und seine Organe schmieden zu wollen. Denn das Leben des Staates ist nur ein Spiegelbild des Volkslebens, und der Geist, in dem sich eine Nation regieren läßt, ist Geist von ihrem Geiste. Uns fehlt die äußere Freiheit, weil uns die innere fehlt.

Deutschland ist auch heute noch, vier Jahrhunderte nach dem Ende des Mittelalters, das Land der ständischen Scheidungen und Gegensätze. Nicht leicht wieder irgendwo stehen sich Geburts- und Berufsstände so fremd, so scharf abgeschlossen, so verständnislos und mit so schlecht verhehlter, oft gar nicht verhehlter Geringschätzung gegenüber. Nicht leicht wieder irgendwo wiederholt sich die Behandlung, die hier der sozial auf niedrigerer Stufe stehende erfährt. Ist das ein politischer und sozialer Übelstand, so ist es doch zugleich noch ein Anderes; es ist ein sittliches Defizit, das hier zu Tage tritt. Der Deutsche von heute besitzt eine Reihe Tugenden, die ihn in vielen Beziehungen jedem andern Volk überlegen sein lassen: eine seltene Hilfsbereitschaft, ein Maß von Zuverlässigkeit, Pflichttreue und Ehrlichkeit, dem sich vielleicht nur noch sein angelsächsischer Vetter vergleichen kann. Er hat mustergültige soziale Institutionen ausgebildet — und trotzdem fehlt seinem Wesen

das Höchste und Beste: die freie Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit und ihren Rechten.

Wohin Sie in unserem Leben blicken, überall gewahren Sie auf dem Grunde der Dinge die gleiche Erscheinung. Sie finden sie wieder in der Engherzigkeit und Härte, mit der wir im privaten Leben zu urtheilen gewohnt sind; in den öffentlichen Urtheilen unserer Justiz, die so oft das elementarste Verständnis für Menschliches vermissen lassen; in der Überhebung des Beamten, der sich nicht für den Diener, sondern den Herren des Staates ansieht und jeden als seinen Untergebenen betrachtet, der seine pflichtgemäßen Dienste in Anspruch nimmt; nicht zuletzt in der Kurzsichtigkeit und Gewaltthätigkeit unseres politischen Lebens, der jeder ungewohnte Gedanke und jede Kritik am Bestehenden als ein Verbrechen erscheint, das man am liebsten mit Flinten und Kanonen, mit Staatsanwalt und Gefängnis unterdrücken möchte.

Wie die Achtung vor der fremden, so fehlt das Bewußtsein der Pflichten gegen die eigene Persönlichkeit. Der Rücksichtslosigkeit nach unten entspricht der Mangel an Würde nach oben. Der Zorn über die deutsche Servilität ist alt. Früher galt sie nur dem eigenen Fürsten und allenfalls dem reisenden Briten. Aber in den letzten Jahrzehnten scheint sich ihr Machtbereich gewaltig erweitert zu haben. Wo sind die Zeiten, da der Deutsche überkommenen Meinungen unabhängig gegenüberstand und stolz war, Überzeugung gegen Überzeugung zu setzen, da Arndt von dem kühnen Mute, dem Zorn der freien Rede sang? Wo sind die Zeiten, da Dahlmann schreiben konnte: „Das ist der Ruhm und die Gefahr der menschlichen Dinge, daß der einzelne am Ende unberechenbar gegen den Staat steht“? Wir sind in eine Verherrlichung und Vergötterung alles Gestendenden hineingetrieben, die schlimmer

ist als die Anarchie, weil sie die Selbständigkeit lähmt, weil sie gedankenlos und am letzten Ende unehrlich macht. Dieser Kultus der Autorität ist es, der so eminent verderblich ist, weil er unsittlich ist. Auch er entspringt letzten Endes dem deutschen Grundübel, dem Mangel an stolzer, aufrechter Gesinnung, die sich zu behaupten weiß, weil sie fremde Ehre achtet. Nicht umsonst ist uns der Romane, ist uns der Südländer überhaupt in der Freiheit und der Anmut des Verkehrs so unendlich überlegen. Es sind keine nebensächlichen Dinge, keine Außerlichkeiten, wie man so oft hört, um die es sich hier handelt; in den Formen, die sie für ihren Verkehr geprägt haben, drücken die Menschen die Achtung aus, die sie vor sich selbst und vor einander empfinden.

Viel mehr als in vereinzelten politischen Mißerfolgen und selbst gelegentlichen wirtschaftlichen Rückschlägen ist in solchen sittlichen Gebrechen und ihren Nachwirkungen auf staatlichem und sozialem Gebiet der Grund für das zu suchen, was uns alle drückt. Wir haben die Empfindung, daß nicht alles so bestellt ist, wie es sein sollte, daß vieles in unseren Zuständen eines großen Volkes unwürdig ist, und doch wissen wir nicht das Übel zu heilen. Denn wir sind wie der Arzt, der die Symptome einer Krankheit kuriert, anstatt nach dem Sitz der Krankheit zu fragen. Wir glauben soziale und politische Aufgaben vor uns zu haben und sehen nicht, daß es zugleich und zu allererst sittliche sind.

Wie soll die Krankheit bekämpft werden, die uns lähmt? Es gibt nur ein Mittel dagegen: die ernste, entschlossene Arbeit jedes einzelnen. Wer eine Sache um ihrer selbst willen tut, ohne Rücksicht auf äußeren Lohn und äußere Ehre, erhebt sich damit über den Alltag. Er lernt, daß jeder nur soviel Ehre beanspruchen kann, als seine Arbeit und sein

guter Wille gilt, daß er aber auch alles das und in vollem Umfange wert ist, was sie bedeuten. Ihm erwächst die Achtung vor der fremden und der eigenen Persönlichkeit, und damit legt er auch den Grund zu wahrer Sittlichkeit und Freiheit, zu innerer wie zu äußerer. Die führenden Klassen, diejenigen, die sich die Gebildeten nennen, müßten hier sich als die wirklichen Führer erweisen und mit ihrem Beispiel vorangehen. Aber gestehen wir es uns nur ein, daran fehlt es weit. Gerade sie pflegen den Kultus der Autorität, weil er ihrer Gedankenlosigkeit entgegenkommt, sie wollen nichts von der Selbständigkeit der anderen und nur zu oft auch nichts von der eigenen wissen, weil sie unbequeme Pflichten und eine unbequeme Verantwortung auferlegt, sie sind es, die sich vor Allem beugen, wenn es nur anerkannt und im Kurs ist, mag die Münze auch noch so abgegriffen sein. Wie mancher ist nicht unter uns, der von akademischer Freiheit spricht, und der, sobald er die Hochschule verläßt, auch jeder Freiheit den Rücken kehrt, zu allererst der Freiheit der Gesinnung!

Dem Mißbehagen über unsere Zustände im Innern entspricht die Unsicherheit, wenn wir nach außen blicken. Noch sind wir stark und gefürchtet, aber die unbedingte Überlegenheit, die wir besaßen, und die man uns beimaß, als noch Bismarcks Auge über das politische Schachfeld sah, ist dahin. Und fragen wir uns, was der Siegespreis eines neuen großen Kampfes sein könnte, so müssen wir die Antwort schuldig bleiben. Die Kleinarbeit des diplomatischen Gewerbes ist vom politischen Leben der Völker unzertrennlich. Aus tausend einzelnen Fäden erwächst das Gewebe der großen Geschichte — und doch kann ein Volk von sechzig Millionen unablässig nur bei dem sein, wofür es sein Herzblut hinzugeben bereit

ist, und nicht an unser Herz, nur an unser Denken rührt es, wenn wir hören, was gestern in Marokko geschah und heute oder morgen in Persien und Ostasien vorgehen wird.

Ein Volk, das trotz all des Großen, das ihm zuteil geworden ist und trotz vieler tüchtiger Arbeit, die es leistet, sich gedrückt und unfroh fühlt — das ist das merkwürdige Schauspiel des Deutschland von heute. Wir sind saturiert und doch nicht befriedigt. Aber unsere Zeit ist nicht die erste, die so zwiespältige Empfindungen kennt. Die Geschichte verzeichnet mehr als eine Periode eines unruhvollen Drängens und Treibens, die ohne große Taten, in dem Sehnen nach einem Ziel sich aufzehrt, das sie doch nicht völlig klar zu erkennen vermag. Blickt der Geschichtschreiber einer glücklicheren Zeit auf solche Epochen zurück, so überkommt es ihn fast wie Mitleid mit den Generationen, die sie durchleben mußten, weil sie gewissermaßen in den Niederungen der Geschichte, in dem Schatten zwischen ihren großen Ereignissen dahinschreiten mußten; sie gehören zu den Namenlosen, die der Tag verschlingt und deren Gedächtnis kein Lied, kein Heldenbuch meldet. Solche Zeiten waren die Jahrzehnte unmittelbar nach den Befreiungskriegen, solche Zeiten sind vielleicht auch die unseren. Und doch ist es ein falsches und ungerechtes Urteil, das sich in solchem Mitleid ausspricht. Nicht jeder Augenblick des menschlichen Lebens gehört der Spannung und der großen Leidenschaft, nicht jedem Geschlecht ist es beschieden, Akte eines kriegerischen oder friedlichen Heroismus zu vollbringen. Aber für alle in gleicher Weise gilt das große Gebot der Pflicht gegen sich selbst und den Nächsten, gilt das große Gesetz der Arbeit. Uns ist kein leichtes Los gefallen. Erben einer großen Vergangenheit, sollen wir uns doch nicht als Epigonen fühlen; uns kann nicht der Ruhm

winken, Unvergängliches vollbracht zu haben, und doch sollen wir arbeiten und nicht verzweifeln. Wir sind nur berufen, einer neuen Generation den Boden zu bereiten, die vielleicht glücklicher ist als wir. Diese Erkenntnis mag im Augenblick niederdrückend sein, aber gerade sie ist es, die uns sofort wieder emporheben muß. Aus der Resignation selbst müssen wir neuen Lebensmut schöpfen, denn nur soweit gewinnen wir an Kraft, als wir für andere zu wirken imstande sind.

So wollen wir denn, nach dem Worte unseres Dichters, in der Nähe handeln und uns selbst helfen und in die Ferne hoffen und Gott vertrauen.

Und kann uns denn die Hoffnung auf eine erneute Zukunft trügen? Lebt in uns nicht die Kraft einer zweitausendjährigen Geschichte, die so reich an Wechselfällen, aber auch so reich an Perioden der Blüte und eines beispiellosen Glanzes ist wie kaum eines andern Volkes? Wir wissen uns frei von Überhebung, und doch dürfen wir es ruhig aussprechen: Deutschland ist mehr als einmal der heilige Herd Europas gewesen. Hier, an Rhein und Donau, ist der Anlauf der römischen Heere zum Stillstand gekommen, hier hat sich der Wall aufgeschichtet, hinter dem die Erneuerer der alten Welt sich vorbereiten konnten für ihre Stunde, für die Stunde des sinkenden Imperiums. Der erste Herrscher, der wieder mehr als ephemere Existenz besitzt, der einen gewaltigen Länderkomplex in seiner Hand vereinigt von der Elbe bis zum Ozean, von Dänemark bis nach Benevent und an den Ebro, der Jahrhunderten als das Bild des Regenten und als Begründer aller staatlichen Ordnung gilt, Karl der Große, er hat Völkern jeden Stammes und jeder Zunge geboten, aber er ist ein Deutscher gewesen und hat sich als Deutscher gefühlt. Ein Viertelfahrtausend lang sind nach ihm die

deutschen Imperatoren die mächtigsten Herrscher des Erdtheils. Die Ordnung des mittelalterlichen Reiches zerfällt — aber an ihre Stelle treten in kleinerem Kreise eine Menge schöpferischer Kräfte, tritt der deutsche Handwerker, der eine neue Art des Gemeinwesens baut, tritt der deutsche Kaufmann, der über die Alpen zieht und mit seinen Flotten gleichzeitig die Meere des Nordens beherrscht. Von Deutschland geht die große Kirchenspaltung aus, die zuerst an der mittelalterlichen Gedankenwelt rüttelt, und ohne die, wie auch der einsichtige Katholik weiß, das moderne Leben nicht des Lebens wert wäre. Eine dreißigjährige Kriegersperiode scheint der Existenz der Nation ein Ende zu machen — aber aus der allgemeinen Verwüstung erhebt sich langsam der Staat des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, der Staat, der wenige Jahre nach dem fürchterlichen Zusammenbruch von Jena die Schlachten der Befreiungskriege schlägt und in Böhmen und Frankreich das Werk der deutschen Einigung zu vollbringen vermag. Und gleichzeitig mit diesem staatlichen Werden reifen gerade bei uns die vollsten Früchte der Bewegung, die endgültig die Moderne vom Mittelalter trennt, der Aufklärung. Mit der Reihe seiner Dichter und Gelehrten, die mit Lessing anhebt und als deren letzter der greise Mommsen von uns gegangen ist, übernimmt Deutschland die Führung im geistigen Leben Europas. Vielleicht hat es diesen Primat heute nicht mehr unbestritten und die Hämmer der Industrie übertönen die stille Arbeit der Feder. Aber in dem Augenblick, wo der deutsche Geist zu sinken scheint, da beginnt dieses von ganz Europa als plump und geschmacklos verhöhnte Volk, das seit Dürer keinen großen Maler mehr gesehen, sich eine neue Kunst zu schaffen, und nach Bach und Händel, nach den Wiener Meistern, nach den Romantikern und dem Dichter

von Tristan und Isolde und der Meistersinger wird uns eine neue, fünfte Generation von Musikern beschert: die Meister des modernen Liedes und der österreichische Schul-lehrer, der der eigentliche Erbe Beethovens und seiner Symphonie ist.

Ein Volk, das überall, wohin es in seiner Geschichte blickt, solche Kraft und solche Größe gewahrt, darf nicht an seiner Zukunft irre werden, wenn über seine Gegenwart einmal ein Schatten weggeht. Es kann seine Entwicklung noch nicht deshalb für abgeschlossen halten, weil es da und dort in seinem Hause nicht alles so findet, wie es sein mußte. Heute wandeln wir auf der Schattenseite des Berges. Aber bald vielleicht schon führt uns unser Weg auch wieder empor zu dem Gipfel, wo uns die Sonne mit ihrem Lichte übergießt. Wir grüßen sie, wir grüßen in die Ferne den Tag, der sie uns wieder zeigen soll. Daß wir ihn noch schauen werden, sagt uns das Bewußtsein unserer Pflicht und unserer Kraft, sagen uns die Erinnerungen unserer Geschichte. Dem Deutschland der Vergangenheit gilt unser Stolz, dem Deutschland der Zukunft unser Gruß und unsere Hoffnung.

Oskar Jäger

Deutsche Geschichte

Zwei Bände (Band I: Von den Anfängen bis zum westfälischen Frieden, Band II: Bis zur Gegenwart) mit 220 Abbildungen und 15 historischen Karten. Jeder Band in Leinwand gebunden M 7.50, in Liebhaberband M 10.—

Aus den Urteilen:

„Was man hier vor sich hat, ist die völlig ausgereifte Frucht einer in jeder Hinsicht abgeklärten, von edlem Feuer für die Sache des Deutschtums beseelten, von souveräner Beherrschung des Stoffes zeugenden Denkarbeit.“ Prof. Dr. W. Martens (Frankfurter Ztg). —

„Das Buch verbindet wissenschaftliche Zuverlässigkeit mit volkstümlicher und doch gewählter Schreibweise und trifft in der Ausführlichkeit mit wirklich großem Geschick die rechte Mitte.“ Liter. Zentralblatt. —

„Das Buch erschließt weit mehr als nur die politische deutsche Geschichte: es führt uns den gesamten Werdegang der Nation vor und flücht im gegebenen Moment auch Exkurse auf die Gebiete von Kunst und Wissenschaft, Religion und Dichtung und das kulturelle und soziale Leben überhaupt ein.“ Baseler Nachrichten. — „Vom ersten Kapitel seines prächtigen Buches bis zum letzten zeigt der Verfasser, wie der Gang des politischen Lebens in Wechselwirkung steht mit der Einwirkung des geistigen und wirtschaftlichen Lebens unserer Nation.“ Allg. Deutsche Lehrerzeitung. — „Der Anschaulichkeit der Schilderung entspricht die Durchsichtigkeit des Stils. Dieser geht nur darauf aus, den Leser zu überzeugen, nicht zu überreden.“ Professor Dr. W. Meiners (Monatsschrift für höhere Schulen). — „Wie allen Schriften Jägers kommt auch seiner ‚Deutschen Geschichte‘ ein erzieherischer Wert im nationalen Sinne zu. Man muß aus mehr als einem Grunde wünschen, daß dieses lehr- und genußreiche Werk im deutschen Volke recht festen Fuß fasse.“ Dr. R. Krauß (Schwabenspiegel).

C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Deutsche Literaturgeschichte

von Alfred Biese

Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. Dritte, durchgesehene Auflage (9. bis 12. Tausend) soeben erschienen. Zweiter Band: Von Goethe bis Mörike. Dritte Auflage (9. bis 12. Tausend) soeben erschienen. Dritter Band: Von Hebbel bis zur Gegenwart, soeben erschienen. Jeder Band, mit vielen Bildnissen, in Leinwand gebunden M 5.50, in Liebhaberband M 7.—

Aus den Urteilen:

„Alfred Bieses Deutsche Literaturgeschichte trägt durchaus den Charakter voller Ruhe und Reife. Ich zweifle nicht an einem schönen und dauernden Erfolge des Werkes; jetzt, wo es als Ganzes vorliegt, wird es erst recht zur Wirkung kommen.“ Geh. Hofrat Prof. Dr. Rudolf Eucken. — „In den letzten Jahren sind ja mehrere populäre Literaturgeschichten erschienen. . . Bieses Leistung steht hoch über den meisten derartigen Büchern. Wie der Sachmann viele jener Werke fast nur verurteilen kann, so darf er der Arbeit Bieses sich ehrlich freuen. Möge es ihr gelingen, jene verfehlten oder schwächeren Werke aus der Gunst der Leser zu verdrängen!“ Univ.-Professor Dr. Fr. Muncker, München. — „Eine feine und lebendige volkstümliche Schilderung zeichnet die Deutsche Literaturgeschichte von Alfred Biese aus. Für die heranreifende Jugend kann ich mir kaum eine bessere Darstellung denken.“ Univ.-Prof. Dr. August Sauer (Osterr. Rundschau). — „Feinsinn und maßvolle Sachlichkeit in ansprechendem Gewande — diese Eigenschaften lassen mir Bieses Buch zur Einführung und häuslichen Lektüre geeigneter erscheinen als irgendeine der mir bekannten bisherigen Literaturgeschichten.“ Priv.-Doz. Dr. Rudolf Unger, München (Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte). — „Eine so großzügige Darstellung der gesamten deutschen Literatur, so umsichtig in der Auswahl und modern in der Auffassung, zugleich von so reifem, sicherem Urteil, so klar in den Umrißen, warm in den Farben und verständlich in allen Teilen ist bisher in dieser Art schwerlich geboten worden.“ Konf. Monatschr.

C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

0.15,346

